

Die Papierer in Gengenbach

Eine Nachlese

Hans-Jochen Schuck

Am 23. August 2001 verstarb Johanna Schimpf im Alter von 102 Jahren in Gengenbach. Sie war die jüngste Tochter von Joseph Schimpf (1858–1929), einem der beiden Teilhaber, denen das Papierwerk „Müller & Schimpf“ in Gengenbach bis 1909 gehört hatte. Im Nachlass von Johanna Schimpf fanden sich Unterlagen, Aufzeichnungen, Briefwechsel, Artikel, welche die Papierherstellung am traditionsreichen Ort und das Unternehmen noch einmal aus einer anderen Perspektive beleuchten und dem Bekannten (siehe Literatur) einige interessante Details hinzufügen, die das Gesamtbild abrunden.

Das älteste Zeugnis vom Bestehen einer „bappymölin“ in Gengenbach liefern Seiten eines Wiegendrucks um 1490, der sich in einer Straßburger Bibliothek befindet. In einem 1903 erschienenen Werk des Fachgelehrten Paul Heitz über das Papier der Frühdrucke werden über 1300 Wasserzeichen (Filigrane) dargestellt und beschrieben, die sich in 229 Straßburger Wiegendrucken vor 1500 befinden. Darunter sind zwei Wappenschild-Wasserzeichen, die einen gekrümmten Fisch in etwas unbeholfener Darstellung zeigen. Dr. Karl Theodor Weiß, Gründer des (privaten) Deutschen Papiermuseums in Erfurt, konnte vier Jahrzehnte später nachweisen, dass es sich bei diesem Fisch um das frühe Gengenbacher Stadtsiegel, den aufrechten, heraldisch rechts gebogenen Gangfisch im einfachen Schild handelt und das Papier aus Gengenbach vor 1490 stammen musste. In diese langjährigen, schon 1908 begonnenen Recherchen waren später auch Johanna Schimpf und ihr Bruder Oskar (1886–1976) eingebunden. Beide haben sich sehr bemüht, trotz widriger Umstände aus alten Unterlagen und aus der Erinnerung die Nachforschungen nach besten Kräften zu unterstützen, wie der Briefwechsel zeigt.

Weiß lebte ganz in seiner Welt der Papiergeschichte und Wasserzeichenkunde und konnte sich schwer vorstellen, dass es in den Kriegsjahren 1940/41 Wichtigeres gab als die Suche nach alten Filigranen. Zur Ermittlung der Papierpreise vor 300 bis 400 Jahren schlägt er z. B. Johanna vor, in alten Gengenbacher Stadtrechnungen für den Kanzleibedarf nachzuforschen. *„Hat man die Posten für Papier erst einmal festgestellt, so braucht man nur Jahrgang um Jahrgang aufzuschlagen, um die schönste Statistik aufzustellen. Können Sie den Herrn Stadtschreiber für diese Erhebungen interessieren oder sich selbst beteiligen?“* Der Herr Stadtschreiber war längst an der Front ... Auch die Papierfabrik Albert Köhler wird unter Bei-

lage eines detaillierten Fragebogens 1940 angeschrieben: „*Es ist zu erwarten, dass im angelieferten Altpapier sich auch Gengenbacher älteres Papier von vor 1909 feststellen lassen wird. Darf ich bitten, darauf Ihr Augenmerk richten zu wollen.*“

Trotz starker beruflicher Anforderungen durch die Kriegswirtschaft sandte Oskar Schimpf an Dr. Weiß neben Informationen und Daten noch einige vorhandene Bogen mit Wasserzeichen, Abschriften von Urkunden und mehrere Skizzen von Wasserzeichen, die seine Schwester, eine sehr begabte Zeichnerin, aus reichsstädtischen Gerichts- und Ratsprotokollen extra angefertigt hatte. Darüber hinaus wurden ehemalige Arbeiter der Papierfabrik, der Chronist Carl Isenmann, der pensionierte Ratsschreiber Frey und Pfarrer Augustin Kast in Nachforschungen über die erste Papiermaschine und die Besitzverhältnisse der Papiermühle(n) eingespannt. Anfang 1941 ringt sich Oskar Schimpf dann doch zu der Mitteilung durch: „*Meine Schwester und ich sind beruflich stark in Anspruch genommen, so dass wir in Ihren Angelegenheiten nicht mehr tätig sein können.*“

Die ersten Ergebnisse der Weiß'schen Wasserzeichenforschung in Bezug auf Gengenbach wurden in einem Sonderdruck des „Wochenblatts für Papierfabrikation“, Nr. 43, Oktober 1940, veröffentlicht. Das Echo in der damaligen Zeit war minimal. Weiß starb 1945, seine weiterführende Arbeit erschien posthum 1951/52 in der „Ortenau“ und fand gebührende Aufmerksamkeit – aber auch in einigen Punkten Widerspruch seitens Prof. Gerhard Piccard.

Weiß konnte das heraldische Fisch-Wasserzeichen in seiner einfachen Form und leicht abgeändert mit Reichsadler im Kanzleipapier der Gengenbacher Gerichtsprotokolle ab 1523 aufzeigen. Es musste also am Ende des 15. Jahrhunderts in oder außerhalb der Reichsstadt eine Papiermühle existiert haben. Wo sich die frühe Mühle um 1480–1490 befunden hat, dafür gibt es keine archivalischen Belege, nur Vermutungen. Aber auch für die nächsten 200 Jahre gehen die Ansichten über den Standort auseinander. Weiß siedelt die Tradition von Anfang an nur am Haigerach im Oberdorf an. Piccard sieht den Ursprung der Papiermacher beim „Gutleuthaus auf der Grün“ im Bereich der Kinzig, wo eine Papiermühle des Hans Grapp 1523 urkundlich genannt wird. Weitgehend einig sind sich die beiden Fachleute über die Besitzverhältnisse.

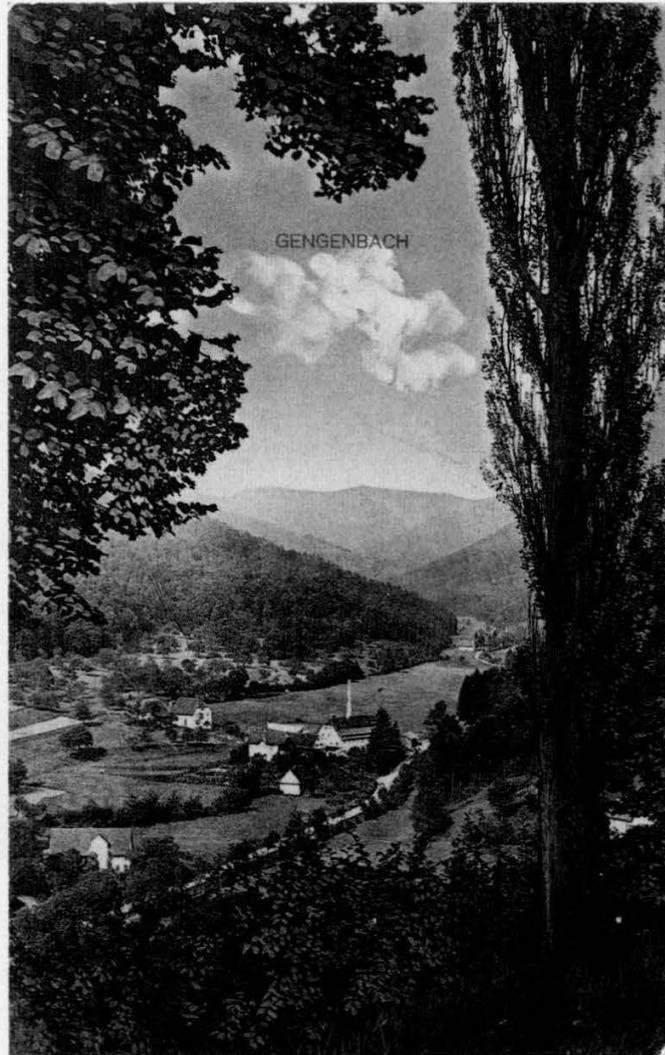
Der Begründer des Buchdrucks in Frankfurt und Verleger Christian Egenolff und seine Erben, die zu ihrer Zeit an die 400 Werke mit vielen guten Holzschnitten verlegt haben, waren zwischen 1550–1573 Besitzer der Mühle oder an ihr beteiligt. Durch den der Druckwerkstatt in Frankfurt angeschlossenen Papierhandel gelangte Gengenbacher Papier bis in die Städte Norddeutschlands (z. B. Wolfenbüttel) und der Niederlande. Lange Zeit (1575 bis etwa 1640) war die Mühle dann im Besitz der bedeutenden Straßburger Handelsfamilie von Dürckheim, die durch Landkauf das Müh-



„Straßburger Fischadler“
des Nicolaus von Dürckheim

lenareal vergrößerte und selbst im 30-jährigen Krieg noch für solide wirtschaftliche Verhältnisse und gesicherten Absatz in den Straßburger Druckereien sorgte. Dürckheim besaß rechts des Rheins weitere Mühlen in Oberachern, Lautenbach und Waldkirch. Noch vor Ende des 30-jährigen Krieges ging die Mühle an den Straßburger Papierherrn Philipp Hammerer und verblieb in der Familie, bis 1705 mit dem Rückgang des Handels über den Rhein die einstmals prosperierende Papierherstellung an diesem Ort der Kinzig endete.

Parallel zu dieser Entwicklung hatte in kleinen Schritten die Zeit der kleinbürgerlich-ortsansässigen Papierer im Oberdorf am Haigerach begonnen, und zwar in einer Mühle, die nach Piccard nachweislich erst 1680 von Johannes Göhringer betrieben wurde, nach Weiß jedoch an dieser Stelle schon seit etwa 1485 in irgendeiner Vorläuferform bestanden hatte. Die Besitzverhältnisse bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts sind kompliziert und rasch wechselnd, zumal auch Mahlmühlen in Papiermühlen (und umgekehrt) umgebaut wurden. Im 18. Jahrhundert gab es zeitweise zwei Pa-



Die Papierfabrik 1907

piermühlen im Oberdorf, wobei wiederum strittig ist, ob die spätere Fabrik des 19. Jahrhunderts aus der sog. oberen oder der unteren Mühle hervorgegangen ist. Die nachgelassenen Unterlagen von Johanna Schimpf gründen auf der Weiß'schen These, wonach eine Mühle im Haiger (später „untere Mühle“ genannt) die Urzelle war, von der aus sich die Papiermacherei in Gengenbach mehr oder weniger kontinuierlich bis 1940 verfolgen lässt. Die fundierte Berichtigung von Piccard ist wohl unbekannt geblieben, was bei Veröffentlichung in einer nur Fachleuten bekannten Zeitschrift nicht verwundert. Wie auch immer: Die zahlreichen, in der Mehrzahl bekannten Besitzer, Pächter und Papiermeister der Mühle(n) im Kinzigbereich und am Haigerach schufen mehr als hundert teils einfache, teils ambitioniert-dekorative Fisch-/Adlerwasserzeichen: ein- und zweiköpfige Adler mit und ohne Krone, mit Eichenkranz; Doppeladler mit Schwertern, Zepter, einem oder zwei Fischen; mit den Initialen des Papierers usw. Weit verbreitet waren die Nicolaus von Dürckheim'schen Qualitätserzeugnisse mit dem verschlungenen Monogramm NvD, die unter dem Namen „Straßburger

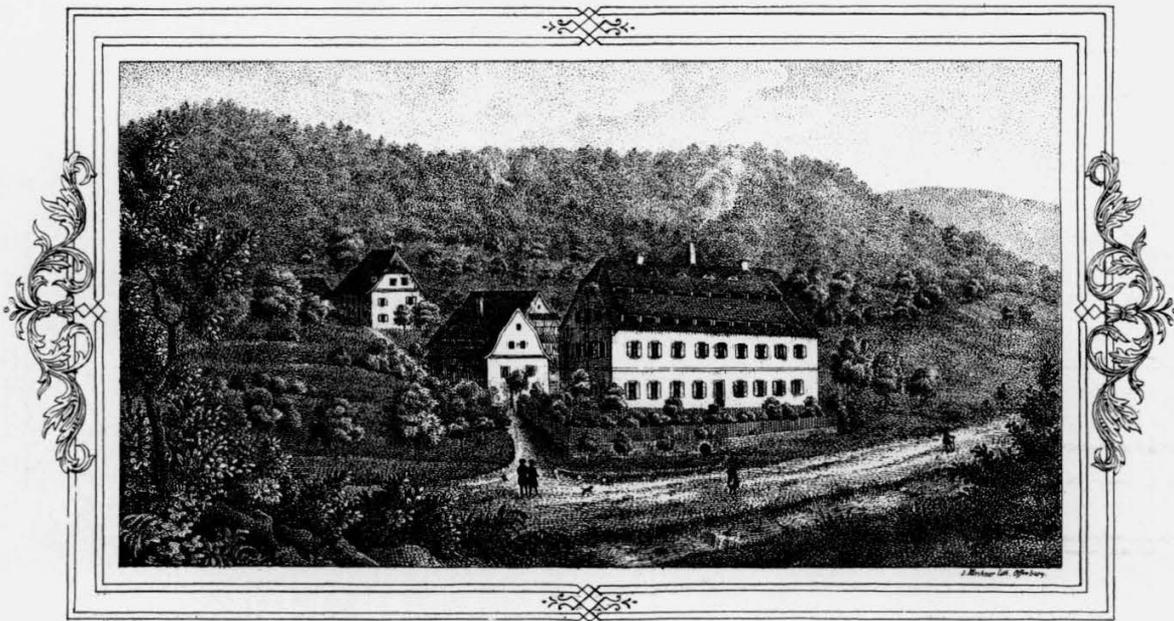


Die Papierfabrik 1907

Fischadler“ bekannt waren, denn der Gangfisch, dem Adler auf die Brust gelegt, fehlte nie.

Das Know-how des Papierschöpfens gelangte bis nach Amerika. In einem aufbewahrten Zeitungsbericht der „Cincinnati Freien Presse“ vom 16. Oktober 1921 wird wortreich die bekannte Tatsache wiedergegeben, dass der Papiermacher Christian Waldschmidt „*ein wohlhabender und angesehener Leute Kind aus Gengenbach in Baden*“, der als Mennonit „*sonntags den Arbeitern predigte*“ und unter Kirche und Obrigkeit zu leiden hatte, 1876 mit 20 Glaubensbrüdern, die in einem Erbauungsbüchlein namentlich verzeichnet sind, nach Amerika auswanderte. 1799 gründete er am Little Miami River, 14 Meilen von Cincinnati, die erste Papiermühle im Nordwesten der USA im Staat Ohio. Aus der bescheidenen Siedlung, in deren Mitte die Holzkirche stand, wurde in den folgenden Jahren ein Unternehmen mit mehreren Fabriken.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts ist das geschichtliche Terrain gesichert. 1804 erwarb Conrad Müller (1778–1853), gebürtig aus Offenburg, die Mühle im Oberdorf, die fortan über drei Generationen (schon der Sohn Joseph [1813–1890] nannte sich „Fabrikant“) im Familienbesitz blieb. Zeugnis über die bescheidenen Verhältnisse legte 1821 ein wandernder Ge-



Mechanische Papier-Fabrik in Gengenbach.

Steindruck von 1844 im Firmen-Briefkopf

selle ab: „Es ist eine kleine, alte Mühle: 1 Bütte, 1 Holländer, 4 Loch Geschirr und Handpresse. Es ist sehr kleines Wasser hier, nur ein Wasserrad und hatte schon 8 Wochen stillgestanden.“ Außer geripptem Papier schöpfte Conrad Müller auch ungeripptes oder sog. „Velinpapier“, die letzte Vervollkommnung der Handpapiermacherei. Doch dieses Zeitalter ging mit der Aufstellung der ersten Papiermaschine zu Ende, als parallel dazu billiges Holz die teuren, schwer zu beschaffenden Hadern verdrängte. Aus den Unterlagen geht hervor, dass die Umstellung nicht abrupt, sondern allmählich, sozusagen „sozialverträglich“ stattfand. Neben der ersten Papiermaschine, die um 1844 in Betrieb ging, wurde noch eine Zeit lang mit der Hand geschöpft, die Verarbeitung von Lumpen endete erst 1890. In der normalen Produktion von Maschinenpapier fiel das Wasserzeichen weg. Nur zu besonderen Gelegenheiten wurde es vereinzelt noch angebracht, so anlässlich der „1. Kinzigthaler Gau-Gewerbeausstellung“ in Gengenbach im August/September 1902 – wie die Aufzeichnungen berichten. Es handelte sich um ein Wasserzeichenpapier mit den Portraits des Badischen Großherzogpaares Friedrich I. und Luise. „Ich habe kein einziges Exemplar mehr gefunden“, schreibt Oskar Schimpf an Dr. Weiß.

Mit Vertrag vom 1. Juni 1882 nahm Joseph Anton Müller (1842–1914; Enkel von Conrad Müller) seinen Vetter Joseph Schimpf (1858–1929), des Adlerwirts Sohn, als „Associé“ auf. Das Geschäft firmierte laut Vertrag zunächst als „Müller & Cie.“, später als „Müller & Schimpf“ und verwendete im Briefbogenkopf einen Steindruck (von J. Kirchner, Offenburg) der An-



Das Ende

sicht der mechanischen Fabrikanlage von 1844. In der Firmengeschichte ist der Ursprung der Papiermanufaktur in Gengenbach bis in das Jahr 1579 zurückreichend angegeben, wozu Oskar Schimpf bemerkt, „*es ist nicht bekannt, wer diese Behauptung aufgestellt hat*“. Nun – darüber herrscht Konsens: Das war zu bescheiden. Die Papiermacherei in Gengenbach führt zurück bis in die Zeit Gutenbergs.

Ende 1909 ging die Papierfabrik „Müller & Schimpf“ durch Verkauf an Wilhelm Fritz aus Sigmaringen über, anschließend in Erbfolge an seinen Sohn Julius. Dieser veräußerte sie 1935 an Dipl.-Ing. Karl Lutz, der nur noch einfache Papiere, z. B. Kalksäcke, herstellte. Durch Anordnung der Reichswirtschaftskammer in Berlin endete 1940 die jahrhundertlange Tradition der Papierherstellung an diesem Ort: Die Fabrik wurde als nicht kriegswichtig und unrentabel zwangsstillgelegt. „*Der Mann ist nur zu bedauern, da er seine Arbeitskraft und sein ganzes Kapital in den Betrieb gesteckt hat – und alles war umsonst*“, notiert Oskar Schimpf.

Heute kündigt außer zwei Wohnhäusern, darunter die alte Jugendstilvilla des Teilhabers Müller (in der Johanna Schimpf 1899 geboren wurde), nichts mehr von Gewerbefleiß, Kulturleistung und der Kunst, aus schlechtem, minderwertigem Material etwas Wertvolles, „*eine köstliche Sache*“, einen schneeweißen, glatten Bogen entstehen zu lassen. Papiermachen war ein Handwerk besonderer Art mit einer Lehrzeit von (1740) sechs Jahren. Deshalb pflegten die Papierer auch eher Bruderschaften als das handwerkliche Zunftwesen. In Bologna und Nürnberg verbanden sie sich mit den

Künsten. Die weitere Nutzung der Fabrikgebäude (mit den typischen steilen Dachflächen und den Speicherböden zum Trocknen der Bögen), die Ende der 1970er Jahre abgerissen wurden, soll hier nicht wiederholt werden. Schauen wir lieber noch einmal in die Aufzeichnungen.

Darin befindet sich auch die Fabrikordnung von 1899:

„§ 2. *Arbeitszeit für 14 – 16-Jährige:*

Morgens 7–12 Uhr. 1/2 Stunde Pause

Mittagspause 12–1 Uhr

Nachmittags 1–7 Uhr. 1/2 Stunde Pause

Arbeitszeit für Erwachsene:

Morgens ab 6 Uhr

Überstunden ebenso unumgänglich wie nötige

Reparaturen an Sonn- und Feiertagen.

§ 3. (...) *Ebenso wird mit Lohnabzug bestraft:*

Unnötiges Herumlaufen, zeitraubende Schwätzereien,

wer schläft oder sich mit seinen Mitarbeitern nicht verträgt.

§ 6. *Die Kündigung erfolgt am Zahltag und zwar auf 14 Tage.“*

Dazu ist immerhin zu bemerken, dass die Papiermacher 1740 in Nürnberg in den feuchten, kalten Gewölben täglich noch 15 Stunden zu arbeiten hatten.

Zum Rohstoff der Papierherstellung erfahren wir:

Wesentliche Voraussetzung für die Herstellung und die Qualität der Papiererzeugnisse war ein ständiger Vorrat an Lumpen, eingeteilt in weiße Leinenlumpen und Buntlumpen. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelang es, durch Chlorbleichen aus grauen und bunten Lumpen weißes Papier herzustellen. Interessant einige Zahlen: Für eine Bütte, an der vier Personen arbeiteten, wurden 500 Zentner Lumpen pro Jahr gebraucht. Für den Wert der Lumpen war wichtig, ob sie sauber oder schmutzig, fest oder lose gewebt, stark verbraucht oder einigermaßen gut erhalten waren. Jeder Mensch lieferte um 1830 rund 2 1/2 bis 3 Pfund wieder verwertbare Lumpen im Jahr. Hieraus wird offenkundig, dass die badische Obrigkeit strenge Schutzbestimmungen erlassen musste, um den wichtigen Rohstoff, der im eigenen Land anfiel, sicherzustellen. Herrschaftliche, mit Lizenz versehene Lumpensammler zogen ständig mit Säcken, Hand- und Pferdewagen durchs Land. Sie mussten schwören, ihr Material nur an badische Papiermühlen zu liefern. Das Privileg zum Sammeln war auf ein bestimmtes, zugeteiltes Gebiet (oft zwei oder drei Dörfer) beschränkt. Immer neue Verordnungen und ihre polizeiliche Durchsetzung angesichts der großen Zahl von Papiermühlen auf engem Raum in der Ortenau (Offenburg, Gengenbach, Zell, Achern, Oberachern, Lautenbach, Oberkirch, Lauf) und der re-

lativ langsam wachsenden Bevölkerung führten immer wieder zu Engpässen, Produktionsstopp und einem regelrechten Lumpenkrieg, bis der Holzschliff die Hadern ersetzte.

Und wie stand es mit dem sozialen Klima?

Anlässlich zweier Arbeitsjubiläen stiftete Joseph Schimpf am 31. Mai 1903 (Pfingstsonntag) einen Unterstützungsfonds zugunsten der Arbeiter mit einem Startkapital von 12.000 Reichsmark, der in den folgenden Jahren aufgestockt wurde. Das 25-jährige Jubiläum begingen zwei verdiente Firmenangehörige: der Werkführer Karl Kaufmann, Vorstand des „Sängerbunds“ (und späterer Namensgeber für einen Gengenbacher Wanderweg), sowie der Leimkocher Karl Göppert. Die Unterlagen berichten von einem unvergesslichen Fest, das sich an die Überreichung der „Ehrendiplome“ anschloss.

„Hierauf zog die ganze Schaar, Männlein und Weiblein, voran der Fabrikfuhrmann auf seinem mit Trakehnern bespannten ‚Proviantwagen‘, in den nahe gelegenen Wald, wo unter einer großen, uralten Eiche Halt gemacht wurde. Schnell waren Tische und Bänke aufgeschlagen, bald hörte man das Klopfen, das den Biertrinker veranlasst, noch eins zu trinken. Nun begann die Fröhlichkeit, das Bier war gut, nicht minder das Essen.“

Es mag verwundern, dass Wein nicht erwähnt wird – man trinkt Bier. Der Grund ist wohl darin zu suchen, dass um die Jahrhundertwende und später der Weinbau in der Ortenau um gut ein Drittel zurückgegangen war, verursacht durch Mehltau, Peronospera und die Umstellung auf Amerikanerpfropfreben. Daneben waren Fehlherbste an der Tagesordnung. Deshalb sind auf vergilbten Fotos von Festgesellschaften aus dieser Zeit sehr häufig Bier- statt Weinfässchen zu sehen.

In der eintretenden Dämmerung klang das schöne Fest aus mit einem Hoch auf die Fabrikanten, deren Familien und das weitere Gedeihen der Fabrik. Alle waren sichtlich gerührt, glücklich und zufrieden – so lässt sich aus dem Bericht eines Gastes schließen.

Literatur

- Weiß, Karl Theodor: Das Papierwerk zu Gengenbach, in: Die Ortenau, (31) 1951 und (32) 1952
- Piccard, Gerhard: Rechtsrheinische (badische) Papiermühlen und ihre Beziehungen zu Straßburg. Sonderdruck aus „Archiv für die Geschichte des Buchwesens“, Band IV, 1962
- Junk, Günther: Geschichte der Papiermacher in Gengenbach, in: Gengenbacher Blätter, 1993
- Kähni, Otto: Die Offenburger Mühlen, in: Die Ortenau (52) 1972